

dtv



Julien Green

*Adrienne Mesurat*

Roman

Aus dem Französischen  
von Elisabeth Edl

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Daten zu Leben und Werk im Anhang*

Titel der Originalausgabe:  
›Adrienne Mesurat‹  
Paris 1927

Vollständige Ausgabe  
Juni 2007  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© Julien Green 1927  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
Carl Hanser Verlag, München Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Gesetzt aus der Aldus 10,25/12  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-19111-1

# AutorenBibliothek



*Wie kommt es, daß wir in allem so beschränkt sind,  
nur nicht in unserer Fähigkeit zu leiden?*

Marivaux





## ERSTER TEIL

### I

Aufrecht, die Hände hinter dem Rücken, stand Adrienne da und betrachtete den *Friedhof*.

So hieß bei den Mesurats eine Gruppe von zwölf Porträts, die im Eßzimmer über einer Anrichte hingen, so dicht beieinander, daß sie die ganze Wand bedeckten. Sie zeigten sieben Mesurats, drei Serres und zwei Lécuyers, Mitglieder von Familien, die mit den Mesurats verschwägert waren, alle tot. Mit Ausnahme eines Gemäldes, über das wir noch sprechen werden, handelte es sich um Photographien, wie man sie vor fünfundzwanzig Jahren machte, schonungslos und getreu, auf denen das Gesicht vor einem weißen Hintergrund steht, ohne daß ein nachsichtiger Schatten seine Mängel abschwächen würde, und wo allein die Wahrheit ihre unerbittliche Sprache führt.

Es war leicht, die Mesurats von den Serres und den Lécuyers zu unterscheiden. Wegen ihrer niedrigen Stirn, den markanten Zügen, etwas Entschlossenem in ihrem Gesicht, pflegte man zu sagen, sie sähen aus wie Herrscher. Alle, Männer und Frauen, hatten jenen beinahe aggressiven Blick, aus dem ein gutes Gewissen spricht. »Und ihr«, schienen sie zu sagen, »wißt ihr, was ein ruhiges Herz ist, ein Herz, das niemals heftiger pocht, das weder Angst noch Erregung kennt, sondern seine Freude zügelt und seinen Schmerz mit Gelassenheit annimmt, weil es sich nichts vorzuwerfen hat?«

Junge und Alte waren darunter. Das Mädchen, dessen Kopf ein Schleier umrahmte, mußte wohl vor seinem dreißigsten Jahr gestorben sein, als Nonne in einem tätigen Orden. Es hatte hagere Wangen und ein kantig geformtes Kinn wie jener Greis dort im Frack, und diese Frau war bestimmt seine Mutter, mit ihrem geizigen Mund und ihren wachsamen Augen, die zu zählen schienen.

Ganz im Gegensatz zu den Mesurats, die man unmöglich mit einer fremden Familie verwechseln konnte, unterschieden sich die Serres und die Lécuyers gar nicht voneinander, sie sahen sich sogar ähnlich, obwohl sie nicht dieselbe Abstammung hatten.

Unwillkürlich stellte man sich vor, sie wären fast wie Pflanzen entstanden, aufgewachsen und vergangen, in ihr Leben ebenso ergeben wie in den Tod, und nichts schimmerte in ihren Augen als jene zerstreute, unbeständige und gutmütige Seele, wie man sie hin und wieder in der Menge bemerkt. Es war eine verbreitete Ansicht, daß allein ihr Reichtum die Verbindung mit den Mesurats erklärte, und die gleichen Leute, die diese mit Herrschern verglichen, sagten auch, sie hätten sich auf die Lécuyers und Serres gestürzt wie Falken auf Lämmer.

Ob sie nun stark waren oder schwach, ob Mesurat, Serre oder Lécuyer, alle verblaßten sie doch neben der alten Antoinette Mesurat, die wie eine Königin sogar die stolzesten Mitglieder ihrer grimmigen Familie beherrschte, und ihr von sorgfältiger Hand gemaltes Porträt zog alle Aufmerksamkeit auf sich. Sie mochte an die fünfzig Jahre alt sein, aber sie gehörte zu jenen Frauen, für die das Alter kaum von Bedeutung ist und die früh – so als habe die mit ihrem Werk zufriedene Natur beschlossen, nichts mehr daran zu verändern – das Gesicht

bekommen, das sie ein Leben lang behalten. Die leicht ergrauten Haare waren straff nach hinten gekämmt und ließen die Rundung eines kleinen Schädels erkennen, in dem für Gedanken gewiß nicht viel Platz war, zumal die einmal hineingerateten nur schwerlich neuen wichen, und beim Anblick der breiten, von keiner Falte durchzogenen Stirn drängte sich einem sogleich das Bild einer Mauer auf. Den schwarzen Augen fehlte der etwas einfältige Ausdruck der Serres und Lécuyers, die immer einen Punkt in weiter Ferne anzustarren schienen; es waren die weit geöffneten und kräftig gezeichneten Augen einer gesetzten Person, die genau hinsieht und das Hindernis abschätzt, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie trug eine schwarze Seidenkorsage, die sich eng einer mächtigen Brust und starken Schultern anschmiegte, und obwohl der Maler ihren schillernden Glanz mit offenkundigem Wohlgefallen wiedergegeben hatte, milderte das eitle Spiel des Künstlers keineswegs, was an diesem Körper mit seinen massigen Linien so energisch und streitbar wirkte.

Adrienne verharrte ein paar Minuten regungslos vor den Porträts, die sie nacheinander mit leicht zur Seite geneigtem Kopf musterte. Sie seufzte.

»Bist du da, Adrienne?« fragte eine Frauenstimme, die aus dem Nebenzimmer kam. »Was hast du?«

Adrienne wischte gedankenverloren mit einem Lappen, den sie in der Hand hielt, über die Marmorfläche der Anrichte.

»Nichts«, sagte sie. »Das Glas auf den Photographien ist so schmutzig. Man kann kaum erkennen, was darunter ist.«

»Du mußt es mit etwas Alkohol putzen und mit einem trockenen Lappen polieren«, begann die Stimme nach einer Weile von neuem.

Dann war es einen Augenblick still.

»Sie werden immer gleich häßlich bleiben«, sagte Adrienne, als spräche sie mit sich selbst.

Auf einem der samtbezogenen Sessel sitzend, die aufgereiht an der Wand standen, betrachtete sie jetzt die beiden rechteckigen Flecke, die die Sonne auf den Teppich vor den Fenstern warf.

Sie ließ den Kopf hängen vor Langeweile, so wie andere Menschen vor Müdigkeit, ihre Schultern aber blieben gerade und ihr Oberkörper aufgerichtet. So wie sie dort saß, die Haare von einem Tuch umhüllt, eine blaue Schürze über dem Rock, hätte man sie zunächst für ein Dienstmädchen halten können, doch sie hatte einen gebieterischen Blick, der diesen Eindruck sogleich korrigierte. Sie war eine echte Mesurat, und trotz ihrer großen Jugend (sie war nicht älter als achtzehn) kündigte sich in ihrem Gesicht bereits jene Art von Herrschsucht an, deren Entfaltung man in den Zügen der Antoinette Mesurat, ihrer Großmutter, erkennen konnte. Zwischen den beiden Frauen bestand im übrigen eine so ungewöhnliche Ähnlichkeit, daß es beinahe zum Lachen war. Die Augen der Jüngeren waren jedoch heller, und der volle, schwellende Mund verriet eine Gesundheit, die man im weißen Gesicht der Ahnherrin vergebens gesucht hätte. Die noch rundlichen Wangen Adriennes hatten ihre kindliche Frische bewahrt und verliehen diesem Gesicht, in dem die innere Entschlossenheit doch so klar hervortrat, einen Anflug von Unschuld. Man mußte sie einige Zeit ansehen, bis man bemerkte, daß sie schön war.

Sie erhob sich und trat ans Fenster, um ihren Lappen auszuschütteln; dann stützte sie sich auf die Brüstung und warf einen Blick bis ans Ende der Straße. Bei dieser hochsommerlichen Hitze verließ kein Mensch das

Haus, nur ganz selten ging jemand vorüber, im Schutz des spärlichen Schattens dicht an den Mauern. Eine Weile betrachtete sie die kümmerlichen Linden im Garten gegenüber, und fast gleichzeitig wanderten ihre Augen zur Villa Louise, einem Haus, das an der nächsten Straßenecke lag. Seine Fensterläden waren geschlossen. Es war ein Bau aus Kalksteinen, die durch schmale Klinkerstreifen unterteilt wurden, vom Stil her ziemlich pompös, mit einem kleinen Erkertürmchen und einem Dach aus bunten Ziegeln. Ihm gegenüber stand ein anderes, ganz weißes Haus mit Schieferdach, und als die junge Frau sich ein wenig vorneigte, sah sie, daß auch bei ihm die Fensterläden geschlossen waren. Schritte hallten über den Bürgersteig. Mit einer instinktiven Bewegung riß Adrienne sich das Tuch herunter, das ihr Haar verhüllte, und beugte sich hinaus; sie erkannte eine Nachbarin, die mit gesenktem Kopf, ein Einkaufsnetz am Arm, vorüberging, und schnell wich sie zurück, als fürchtete sie, gesehen zu werden, dann blieb sie, an den Fensterrahmen gelehnt, regungslos stehen, bis sich die Schritte entfernt hatten.

Abermals rief die Stimme nach ihr. Adrienne schlang sich das Tuch wieder um die Haare und verknotete die Zipfel im Nacken; dann ging sie in den Salon.

Ihr Blick wanderte durch den Raum und prüfte, ob alles in Ordnung war. Die in der Mitte des Zimmers kreisförmig angeordneten Lehnstühle und Stühle gaben diesem Teil des Hauses ein feierliches Aussehen. Zwischen den mittelmäßigen Bildern, mit denen die Wände bedeckt waren, schwärzliche Landschaften und sorgfältig durch Glas geschützte Porträts, kam eine granatfarbene und mit violetten Disteln übersäte Stofftapete zum Vorschein. Die dunklen Holzmöbel ahmten die geschwungenen Linien des Régence-Stils nach und ge-

horchten zugleich jenem Sinn für Bequemlichkeit, der das Second Empire kennzeichnete; die breiten Lehnen, die soliden Beine, der dicke Plüsch luden zum Ausruhen ein und weckten Vertrauen.

Ein langes Kanapee war so nahe wie möglich ans Fenster gerückt worden, so daß es unmöglich war, die Person zu erkennen, die darauf ausgestreckt lag, aber diese Person hatte die Beine angezogen, und man sah ihre kleine, magere Hand, die auf den Knien ruhte. Sie war es, die kurz zuvor mit Adrienne gesprochen hatte.

»Du solltest das Blumenwasser wechseln«, sagte sie, sobald sie die Schritte des jungen Mädchens hörte.

»Ja, später. Ist Désirée nicht da?«

»Auf den Markt gegangen.«

Adrienne ging zum Kamin, dessen hohe Bronzeleuchter sie stirnrunzelnd musterte.

»Sag mal«, begann sie nach einem Augenblick, »weißt du eigentlich, wann die neuen Mieter der Villa Louise kommen?«

»Die neuen Mieter der Villa Louise? Juni oder Anfang Juli, nehme ich an. Sie haben sich nicht schriftlich bei mir angemeldet. Auf jeden Fall werden sie gut daran tun, ihre Linden auszulichten und die Fensterläden neu zu streichen.«

Ein kurzes Schweigen trat ein, dann fuhr die Stimme fort:

»Außerdem sind es dieses Jahr keine Mieter, es ist eine Mieterin. Eine Madame Legras, und anscheinend allein.«

Adrienne wandte den Kopf zum Fenster.

»Ja«, sagte sie, »ich weiß. Papa hat es oft genug wiederholt.«

Sie nahm eine mit Geranien gefüllte Vase und ging zur Tür.

»Wo gehst du hin?« fragte die Stimme.

»Das Blumenwasser wechseln.«

Die Tür öffnete und schloß sich wieder. Eine tiefe Stille herrschte im Salon, jene Stille, die die Hitze der Sommertage genauso selbstverständlich zu begleiten scheint wie das Licht. Auf dem mit übertriebener Sorgfalt gebohnerten Parkett zog ein Sonnenstrahl einen metallenen Strich zwischen zwei Teppichen aus karmesinrotem Rips. Fliegen schwirrten geräuschlos vor dem Fenster. Man hörte Wasser in eine Vase fließen. Nach einer Minute öffnete die Tür sich wieder.

»Erinnerst du dich nicht mehr, wann sie letztes Jahr gekommen sind?« fragte Adrienne, als sie ins Zimmer trat.

»Wer? Immer noch die Mieter von gegenüber?«

»Ja, sicher.«

Die Antwort folgte erst nach einem Augenblick.

»Ende Mai.«

Adrienne hielt die Vase in ihrer Schürze, um die Tropfen aufzufangen. Sie stellte sie in die Mitte eines runden Tischchens und trat ein wenig näher an das Kanapee.

»Wie fühlst du dich heute?« fragte sie und blickte zum Fenster hinaus.

»Gut natürlich, Adrienne«, sagte die Stimme in etwas überraschtem Ton. »Wie immer.«

»Mhm!« machte Adrienne.

Ihr Gesicht nahm einen nachdenklichen und zugleich verlegenen Ausdruck an. Sie stemmte die Hände in die Hüften und warf den Kopf zurück, die Augen auf die Villa Louise gerichtet.

»Gegenüber hättest du mehr Sonne«, sagte sie kurz.

»Wir haben hier den ganzen Vormittag Sonne.«

»Drüben hättest du sie morgens und nachmittags ...«

Sie schweig einen Augenblick, dann erklärte sie mit leichter Ungeduld:

»... das Haus geht nämlich nach Westen und Süden. Deshalb hätte diese Madame Legras jetzt in der Rue du Président-Carnot Sonne, wenn sie schon hier wäre.«

Diese Worte hatte sie mit einer Mischung aus Traurigkeit und Empörung gesagt, die sie nur mit Mühe bezwang, und obwohl niemand sie sehen konnte, machte sie eine Handbewegung hin zu der Straße, von der sie sprach.

Einige Sekunden verstrichen in völliger Stille.

»Ja, das ist wahr«, sagte schließlich die Stimme. »Sie nützt es nicht aus ... Würdest du mir beim Aufstehen behilflich sein, Adrienne? Wenn du das Kanapee zu dir ziehen könntest ...«

Ohne zu antworten, legte Adrienne eine Hand auf die Rückenlehne des Kanapees und bewegte es ziemlich mühelos in ihre Richtung, denn sie war kräftig. Da erhob sich die Person, die vor dem Fenster lag, und machte, sich auf die Möbel stützend, ein paar Schritte durchs Zimmer. Es war eine Frau unbestimmten Alters, die durch Krankheit frühzeitig verbraucht wirkte, und schwerlich hätte man ihr fünfunddreißig Jahre gegeben. Ihr großer Körper, der so gebeugt war wie der einer Greisin, schien nicht imstande, aus eigener Kraft zu stehen, und sie ging, indem sie Adrienne die rechte Hand auf eine Art entgegenstreckte, die an eine Blinde denken ließ. Die Furcht vor einem Sturz verstärkte ihren von Natur aus zaghaften Gesichtsausdruck, und die Brauen, die sie vor Ängstlichkeit und Leiden ständig zusammenzog, hatten am Ende parallel verlaufende Falten in die Stirn gegraben. Sie hatte eine große Nase, die ihren Zügen ein trügerisches Aussehen von Kühnheit verlieh, und abgezehrte, von kleinen Furchen durchzogene Wangen.



Adrienne wich ein wenig zurück, um sie vorbeizulassen, doch sie setzte sich in einen Lehnstuhl und seufzte, während sie mit halb geöffneten Lippen die Augen umherwandern ließ. Die Hände in die Hüften gestemmt, betrachtete die junge Frau sie eine Weile wortlos mit jenem Blick, der niemals milde zu werden schien.

»Bist du müde, Germaine?« fragte sie schließlich unwirsch.

Die Kranke hob den Kopf.

»Überhaupt nicht«, sagte sie. »Findest du, daß ich schlecht aussehe?«

Plötzliches Erschrecken weitete ihre Augen.

»Antworte doch«, befahl sie, als sie merkte, daß Adrienne den Mund nicht aufmachte.

Adrienne zuckte mit den Schultern.

»Ich habe nicht gesagt, daß du schlecht aussiehst«, sagte sie schnell.

»Ich habe fünf Stunden geschlafen«, fuhr Germaine fort mit der Redseligkeit einer Person, die sich verteidigen will. »Ich fühle mich gut, es geht mir wie gestern und die Tage davor.«

Doch Adrienne blickte zum Fenster hinaus und hörte ihr nicht zu.

## II

Das Haus der Mesurats trug den Namen Villa des Charmes, weil in dem schmalen Gärtchen, das sich bis zur Straße hinzog, tatsächlich zwei Hainbuchen wuchsen. Monsieur Mesurat hatte es gekauft, als er in den Ruhestand getreten war und den Beschluß gefaßt hatte, von nun an auf dem Land zu leben. Es gefiel ihm so gut, als habe er eigenhändig den Bauplan gezeichnet, doch

im Viertel hörte man oft, daß es einem schöneren Haus den Platz wegnehme und in einer so wichtigen Straße wie der Rue Thiers armselig wirke. Um die Wahrheit zu sagen, es war ziemlich verbaut. Sicher hatte man den Architekten gebeten, so viele Räume wie möglich darin unterzubringen, und das Ergebnis war ein schrecklicher Schönheitsfehler: Zwischen den Fenstern der Fassade gab es nicht genügend Abstand, und beinahe berührten sie einander, vier im zweiten Stock, sechs im ersten und vier im Erdgeschoß, jeweils zwei auf jeder Seite der Eingangstür. Aber konnte man sich darüber beklagen, daß das Mauerwerk nicht mehr Platz einnahm? Es war aus einem so häßlichen Material! Man hatte für den Bau jenen rauhen, mit kleinen Zacken gespickten Stein verwendet, dessen Farbe an eine bestimmte Sorte von braunem Nougat erinnert. Hat man solche Häuser nicht schon häufig in den Vororten von Paris gesehen? Mit seiner vorspringenden terrassenartigen Außentreppe und dem gläsernen Vordach in Muschelform scheint es das Ideal einer ganzen Schicht der französischen Gesellschaft gewesen zu sein, sonst hätte man das immer gleiche Modell wohl nicht mit so unermüdlichem Eifer vervielfältigt.

Wie dem auch sei, Monsieur Mesurat war nicht blind für die Unvollkommenheiten seines Hauses, und er beurteilte es mit jener Strenge, die man geliebten Menschen gegenüber zuweilen an den Tag legt. Vielleicht tat er dies, um sich nicht dafür schämen zu müssen. Wenn er mit Nachbarn über die Villa des Charmes sprach, hätte man meinen können, es handle sich um eine arme, aber ehrenwerte Verwandte. Gern hätte er es gesehen, daß man sie so bewunderte, wie er selbst sie bewunderte, und manchmal, am späten Nachmittag, wenn er seine Zeitung zu Ende gelesen und bis zur

Abendessenszeit nichts mehr zu tun hatte, bedauerte er, keine Freunde zu haben, die er für einen Augenblick zu sich hereinbitten konnte, nur damit sie die Vorzüge seiner Villa würdigten, die Größe der Räume, die herrliche Aussicht auf den Garten der Villa Louise . . . Wer hätte von außen geglaubt, daß sie so wohlproportioniert war, so vollkommen? Würde man danach noch behaupten, ein Mesurat habe sich geirrt?

Zu Hause gutgelaunt und tyrannisch, zeigte er sich von kindlicher Schüchternheit, sobald er die Schwelle der Villa des Charmes überschritt, und der Bahnhofsvorsteher von La Tour-l'Evêque war bislang der einzige Mensch, mit dem er sich ein klein wenig angefreundet hatte, tausend winziger Umstände wegen, deren gleichgültigster gewiß nicht der Ankauf seiner Zeitung war, den er zweimal täglich in der kleinen Bahnhofsbuchhandlung tätigte. Sicher waren schon Gäste in die Villa des Charmes gekommen, doch seit einiger Zeit, und aus Gründen, die sich noch zeigen werden, hatten diese Besuche aufgehört.

Der auffällige Besitzerstolz Antoine Mesurats kam seinen Töchtern, die ihrerseits an der Villa des Charmes viel auszusetzen hatten, lächerlich vor, doch infolge einer Geistesverfassung, die ab einem gewissen Alter recht häufig auftritt, bemerkte er nichts, was ihn hätte verletzen oder in seinem Verhalten beeinflussen können.

Dieser alte Mann war die Ausgeglichenheit in Person. Untersetzt und kräftig, mit einer Brust, an die er sich gerne mit den Fäusten schlug, als wolle er Bewunderung für ihren stattlichen Umfang erheischen, hatte er das gelassene und energische Gesicht jener Menschen, die es dem Leben nicht erlauben, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, und die in ihre gute Laune so

verliebt sind wie der Geizige in seinen Schatz. Seine Augen verrieten niemals eine Regung, und man war überrascht durch die Leere dieses Blicks von so strahlendem Blau, daß er eine Art Licht über die roten Backen, über Schläfen und Stirn auszugießen schien. Ein gelblicher, an den Spitzen weißer Bart verbarg sein Kinn und fiel ihm fast bis auf die Krawatte. Wenn man ihn ansah, hatte er eine komische Art, die fleischige Nase zu rümpfen und gleichzeitig zu blinzeln, aber das war nur ein Tick, und diese Grimasse enthielt keinerlei absichtliche Ironie. Meist sprach er viel und lächelte bereitwillig.

Ganz zweifellos war er glücklich: Er führte ein sehr einfaches Leben, doch es bestand aus Gewohnheiten, die er eine nach der anderen angenommen hatte, so wie man auf einem langen Spaziergang Blumen oder seltene Steine aussucht, und er hing mit ganzem Herzen an ihnen. Die tägliche Runde durch die Stadt, das Eintreffen der Abendzeitungen, die Essenszeiten, das alles waren angenehme Augenblicke für diesen Mann, der den Eindruck erweckte, er werde diese Welt niemals verlassen müssen, soviel Freude und Energie legte er darein, seinen Platz in ihr zu behaupten.

Früher einmal Schönschreiblehrer an einer Pariser Schule, war er 1908, das heißt zu dem Zeitpunkt, an dem diese Erzählung beginnt, sechzig Jahre alt. Fünfzehn Jahre zuvor hatte er seine Frau verloren, eine Lécuyer ohne jede Ausstrahlung, von der er selten sprach und die er nicht vermißte. Später hatte er in der Lotterie eine recht ansehnliche Summe gewonnen, die es ihm erlaubte, sich ein paar Jahre eher, als er es sonst getan hätte, zur Ruhe zu setzen und in einem gewissen Wohlstand zu leben, um so mehr, als seine Ansprüche bescheiden waren. In der Villa des Charmes war alles